

Ein liebes Thierchen.

Lieutenant Schneidewitz, der auf Freiersfüßen geht, will seine Auserwählte, eine reizende junge Wittwe, die vor einigen Tagen auf's Land gezogen ist, zum ersten Male in ihrer schön gelegenen Villa besuchen. Er klingelt an der Gartentür und tritt, da er bemerkt, daß dieselbe unverschlossen ist, in die nach der Villa führende Kastanien-Allee, als er sich von einer großen Bullbögge angesprungen sieht, die schweißbedeckt, mit allen Anzeichen einer ausgelassenen Freude, ihre mächtigen Zähne auf seine Schultern legt.

Schneidewitz streichelt das Thier mit der Hand und rufft: „Runter mit den Pfoten! Das verdammte Vieh richtet mich ja schön zu!“

Während er von dem Hunde, der sich gar nicht beruhigen will, fortwährend angesprungen und mit Sand beschmutzt wird, hat Schneidewitz das Haus erreicht, dessen Thür von einem Diener geöffnet wird.

Erstarrt Frau v. S. zu Hause anzutreffen, tritt er in das Salonzimmer, immer noch von dem Hunde begleitet, der mit einem Sage auf das Sopha springt und es sich dort bequem macht.

„Infamer Kötter!“ denkt der Lieutenant. „Das Vieh scheint je recht nett verzogen zu sein!“

Bald erscheint Frau v. S., und Schneidewitz hat im eifrigen Gespräch mit der Dame den Hund bereits völlig vergessen, als das Thier plötzlich vom Sopha herunterspringt und die eine Pfote auf das Kleid der Dame, die andere auf die Weinkleider des Lieutenants legt.

Frau v. S. scheint sich aber über die Ungezogenheit des Hundes nicht im Geringsten zu ärgern, sie liebt das Thier und benimmt es mit allen möglichen Schmeichelnamen.

„Wirklich ein liebes Thierchen!“ pflichtet Schneidewitz bei, während er sich im Stillen sagt: „Wenn ich dein Herr wäre, schlug' ich dich windelweich, niederträchtige Bestie! Leider darf ich's nicht, deine Herrin würde es mir nie verzeihen.“

Der Hund wird wieder vergessen.

Der Lieutenant, der ein ausgezeichnete Reiter ist, erzählt gerade eine hochinteressante Sportgeschichte, als der Hund, der sich vernachlässigt sieht, zu knurren beginnt und die Zähne fletscht.

„Artig, artig, mein hübsches Thierchen!“ meint Frau v. S. und streichelt liebestosend das Fell des Hundes.

„Ein äußerst drolliges Thier!“ bemerkt der Lieutenant, während er bei sich denkt: „Diese Frau hat wirklich eine geradezu lächerliche Vorliebe für den häßlichen Kötter!“

Man begiebt sich hierauf in das Wohnzimmer, die Dogge natürlich voran. Durch den frischen Bratengeruch angezogen, stürzt sich das Thier mit einem mächtigen Sage auf die gedeckte Tafel, packt ein gebratenes Huhn und verschwindet in den Garten.

Frau v. S. bewahrt auch hierbei ihre volle Ruhe und meint nur lächelnd: „Thut nichts, ein recht natürliches Thierchen!“

„Sie haben wohl Hunde sehr gerne, gnädige Frau?“ kann der Lieutenant nicht umhin zu fragen. — „Ja — Hunde? Ja kann sie nicht ausstehen!“

„Aber diese Dogge scheinen Sie doch sehr zu bevorzugen?“ — „Das ist etwas Anderes, weil Sie ihnen.“ — „Mir?“ ruft Schneidewitz erstaunt. „Ich kann keinen Hund von Weitem sehen! Mir gehört der Hund nicht!“ — „Wie, der Hund gehört nicht Ihnen?“ — „Ach, dann gehört der häßliche Kötter irgend Jemand in meiner Nachbarschaft, und wir haben die ganze Zeit mit dem Vieh verträdel!“

Gleiches mit Gleichem.

Der durch seine Sonderbarkeiten bekannte Helmstedter Professor Jakob Weirich hatte bei seinen adeptischen Versuchen einige chemische Stoffe entdeckt, welche ihn schon in verhältnismäßig jungen Jahren zum reichen Manne machten. Seinen Reichtum benutzte er dazu, allerhand mehr oder minder werthvolle Sammlungen anzulegen. Am berühmtesten war seine Automatenammlung mit dem Baconson'schen Plümpfer, der fressenden Ente und andere. Ferner sammelte er Mineralien und Edelsteine, Gemälde, Münzen, Käfer und Schmetterlinge, sowie alles antiquarisch Merkwürdige.

Zu Helmstedt lebte damals der Antiquitätenhändler Bern, der die Sammlungen des Professors durch manches werthvolle Stück bereicherte

hatte. Einst kam Bern zu Weirich und bot ihm eine Silbermünze aus der Zeit des römischen Kaisers Marcus Aurelius an. Die Münze war ganz abgeglättet, und man bemerkte nur die Buchstabenverbindungen „M A R“ und „U R“ sowie die Umrisse eines Kopfes. Professor Weirich holte die Münzen hervor, die er bereits aus der Marc Aurel-Zeit besaß, und es stellte sich heraus, daß darunter keine von der Gestalt und Größe der angebotenen Münze sei. Bern stellte den Preis für dieselbe ziemlich hoch, so daß Weirich sich nicht sofort entschließen konnte, sie zu kaufen. Er sagte, er wolle sich die Sache noch überlegen, Bern solle am nächsten Tage wiederkommen.

Der Kunsthändler kam denn auch zur bestimmten Zeit, und nun machte ihm Weirich den Vorschlag, er wolle die Münze gegen ein werthvolles Gemälde von Rembrandt eintauschen. Bern horchte hoch auf. Das war mehr, als er gehofft hatte. Jedoch kannte er die zu Scherzen aufgelegte Natur des Professors zu gut und bat daher, ihm das Gemälde zu zeigen. Mit großem Ernste brachte Weirich ein kleines, schlecht gemaltes Bild, welches den Brand eines Schlosses darstellte, aus dem einige weibliche Gestalten fliehend herauseilten. In einer Ecke stand der Name „Rembrandt“.

Der Kunsthändler beschaute das Gemälde sehr aufmerksam und sagte dann: „Mit diesem Bilde hat man Sie betrogen. Die Inschrift in der Ecke hieß ursprünglich „Harembrand“. Man hat das „H“ ausradirt, ein „R“ hinzugefügt und so aus dem Titel des Bildes den Namen des berühmten Malers gemacht.“

„Und mit Ihrer Münze,“ erwiderte Weirich lächelnd, „sind Sie ebenfalls betrogen. Die Münze ist eine Marc Hamburgisch. Von der Marc ist das „M“, von Hamburg das „u r“ stehen geblieben.“

Seit dieser Zeit hat keiner der beiden Kunstkenner den anderen mehr zu überlisten versucht.

Der „Verein der Pantoffelhelden.“

Nach Mittheilungen eines abtrünnig gewordenen Wittwers von Carl Hauser.

Angeheilig der unzähligen ziel- und zwecklosen und somit überflüssigen Vereine, darf die Gründung des oben genannten mit großer Gemüthsruhe begrüßt werden. Sie entspricht einem von Tausenden längst empfundenen Bedürfnisse und verdient insofern den Vorzug vor den meisten gefälligen Vereinen, als sich in denselben ausnahmslos gleichgestimmte Seelen zusammenfinden, denen es ein wahres Labal ist, streng unter sich zu sein, sich in Gesellschaft von ihres Gleichen auszusprechen und sich, da getheilter Schmerz, halber Schmerz, gegenseitig ihr Leid zu klagen. Und das „sans gene“, wie die Inassen der fibrinösen Straffolomien mit einander verstehen. In den lehteren weiß nämlich jeder, daß der Andere auch ein schwaches Schaf ist, dem er also nichts vorzugewenden oder vorzulügen braucht, und das erleichtert den gefälligen Verkehr sehr wesentlich.

So ist es auch im „Verein der Pantoffelhelden“. Es fällt Keinem ein, sich zu brüsten, daß er Herr in seinem Hause sei; daß er thun und lassen könne, was ihm beliebt; daß seine Gattin nur für ihn lebe und ihm in allen Stücken Gehorsam leiste, oder gar, daß seine Schwiegermutter überhaupt nichts zu sagen habe. Er sagt nichts von Allem; er geschieht ohne Rückhalt, daß er ein richtiger Pantoffelheld sei und wenn auch nur ein Einziger darüber eine Miene verzöge, so würden demselben alle Anderen zurufen: „You're another!“ In Deutschland war es im Mittelalter sehr gefährlich ein Pantoffelheld zu sein und die alten Chroniken wissen mancher heiteren Stückelein von der Maßregelung solcher sogenannter Männer zu berichten, welche, der von Gott geschaffenen Ordnung zuwider, sich von ihren Ehefrauen tyrannisieren, oder gar prügeln ließen.

Solden erbärmlichen Creaturen wurde in der Fastnacht das Dach abgetragen, oder ein Wagenrad auf den Hintz genagelt. In anderen Gegenden ward die öffentliche Schmach auch auf die pflichtvergessene Frau übertragen, indem man dieselbe zwang, hinter dem entehrten Gatten, rücklings auf einem andern Esel, mit dem sie nicht verheiratet war, durch die Straßen zu reiten, begleitet von einer johlenden Men-

ge, die das Paar verhöhnte und mit Ketten bewarf. Obendrein wurde der so an den Pranger Gestellte noch zur Bezahlung einer Tonne Bier verurtheilt, welches von der Menge, auf die baldige Erlösung des Geschädigten von seinem Joch, geleert wurde.

Es ist ein wahres Glück, daß heute mildere Anschauungen herrschen; es gäbe ja nicht Efel genug für all' die herrschfüchtigen Weiber und angeheilig des enormen Bier-Konsums würde eine neue Raines-Bill die Wirtschaftszölle auf ein paar Tausend Dollars erhöhen.

Heutzutage lächelt man höchstens über einen solchen Schwächling von Mann und bewahrt ihn, statt ihn zu bestrafen, bisweil er schon durch das Schicksal hart genug gestraft ist.

Zum Wohle und Besten solcher Leser, die vielleicht Ursache haben könnten, dem eingangs genannten Vereine beizutreten, ist im Folgenden einigebüßter die Statuten und das Ceremonial mitgetheilt.

Paragroph 7. „Das Aufnahmsgesuch des Kandidaten muß auch die notariell beglaubigte Genehmigung der Gattin des Betreffenden tragen; ferner müssen neben ihrer Unterschrift einige ihm während eines Ehezwistes ausgetrennte Haare angeheftet sein.“

Paragroph 8. „Die Genehmigung der etwa vorhandenen Schwiegermutter ist unnötig, weil eine solche über nicht zu erlangen wäre.“

Paragroph 9. „Die Bezahlung der Beiträge muß von der Gattin garantiert werden.“

Obige Paragraphe sind nöthig zur Verhütung der Aufnahme Unberufener, welche es vielleicht darauf abgesehen haben, die Geheimnisse des Vereins zu erforschen und dessen Mitglieder der öffentlichen Lächerlichkeit preiszugeben. Aus demselben Grunde muß sich jeder Kandidat auch noch einer Aufnahmeprüfung unterwerfen und eine Reihe mitunter sehr kniffliger Fragen zufriedenstellend beantworten, z. B.:

Auf die Frage: „Wann haben Sie geheiratet?“ muß der Kandidat antworten: „Ich bin am so und sovielten des Monats X im Jahre 18. . . geheiratet worden!“

Nach der ersten Pflicht des Gatten gefragt, muß er antworten: „Einer Frau in allen Stücken gehorham zu sein!“

„Wer ist also der Herr im Hause?“

„Die Frau!“

„Was ist das erste Wort, womit Sie Ihre Gemahlin des Morgens begrüßen?“

„Guten Morgen, Schatz!“

„Und das letzte Wort vor dem Einschlafen?“

„Das hat sie!“

(Das ist nämlich eine von den kniffligen Fragen. Hätte er eine andere Antwort gegeben, so wäre er beim Examen durchgefallen.)

Sehr wichtig ist auch die Beantwortung der Fragen: „Wem geborchen die Kinder mehr?“ und „Auf welchem Fuße stehen Sie mit dem Dienstmädchen?“

Antwortet der Kandidat z. B., daß die Kinder ihm mehr gehorchen, so erregt das schon Zweifel an seiner Wahrheitsliebe. Und leugnet er, mit dem Dienstmädchen auf gutem oder berautem Fuße zu stehen, so liegt er ganz gewiß, da in der Regel das Umgekehrte der Fall zu sein pflegt, die Dienstmädchen einen solchen armen tyrannisierten Ehemann meist bemitleiden — mitunter allerdings aus selbstfüchtigen Gründen.

Nach bestandener Prüfung, muß sich der Kandidat seiner Stiefel entledigen und auf allen Vieren zum Kreuze kriechen, welches über einem in der Mitte des Saales befindlichen Altar vor dem Bilde der Gattin des Kandidaten aufgestellt ist. Hierauf leistet er, ohne jede „reservatio mentalis“, den vorgeschriebenen heiligen Eid und küßt den von seiner Frau gelieferten Pantoffel, nachdem er mit demselben dreimal auf's Haupt geschlagen worden ist. Nach dieser Ceremonie werden ihm die Taschen durchsucht und, falls sich kein Hauschlüssel bei ihm vorfindet, wird er für aufgenommen erklärt. Hat man aber einen Hauschlüssel bei ihm gefunden, so wird er mit Schimpf und Schande aus dem Tempel gejagt.

Die regelmäßigen Sitzungen des Clubs finden alle vierzehn Tage und zwar am Freitag statt, nach dem Ausgangstage der Dienstmädchen. Das Mitglied erhält nur gegen Vorweisung einer Erlaubnisurkunde der Gattin Einlaß. Auf derselben muß auch ersichtlich sein, wie lange der Besitzer der Karte ausbleiben und wieviel er trinken darf. Die Zahl der Gläser muß in Buchstaben geschrieben sein, weil es

vorgekommen ist, daß ein Mitglied aus der Zahl 1 vor den Worten „Glas Bier“ eine 7 gemacht hat.

Eröffnet wird die Sitzung stets mit einem Chorliede, meist dem „Gaudeamus igitur“ resp. „Ein freies Leben führen wir...“, welches jedoch in sehr gedämpftem Tone gesungen wird. Das Liederbuch enthält unter anderem auch eine Bearbeitung des Gasparone-Walzers, dessen Tendenz dem neuen Titel entsprechend: „Sie soll dein Herr sein“... abgeändert ist.

Je nach der Anzahl der guten Zeugnisse von der Ehefrau, wird das Mitglied mit dem Orden I., II. oder III. Klasse belohnt. Der Orden III. Klasse besteht in einem kleinen Wachsflappen, welcher im Knopfloch getragen wird. Der Orden II. Klasse, in Gestalt einer kleinen ledernen Krone am Bande, hängt dem damit Geschmückten zum Halse heraus; und der Orden I. Klasse, ein goldenes Pantoffelchen, wird an dem Westentaschenknopf angebracht. Man sieht es bereits an sehr vielen Leuten, welche irrtümlich für Freimaurer gehalten werden, in Wahrheit aber „Pantoffelhelden“ sind.

Das Clubhaus ist sehr einfach aber ziemlich komfortabel eingerichtet. Von einem Badezimmer und „Barbershop“ wurde Abstand genommen, weil den meisten Mitgliedern gewöhnlich von ihren Frauen der Kopf gewaschen wird und sie schon daheim genügend Haare lassen müssen.

Das Amüsanteste im Club sind die „wilden Abende“, welche allmonatlich einmal abgehalten werden. Bei solchen Gelegenheiten herrscht völlige Ungebundenheit und die Mitglieder dürfen nach Herzenslust ihrer Laune die Zügel scheren lassen und sogar Schwiegermutter-Witze reizen.

Als Gründungslied wird das Couplet mit dem Refrain „Wir brauchen keine Schwiegermama“ gesungen. Hierauf hält irgendeiner eine Rede gegen das Ehejoch und die Weibermenschlichkeit, nach welcher jedes Mitglied ein Abenteuer zum Besten geben muß, bei dem er seine Frau hintergangen, resp. „gefühlt“ hat. Inmitten dieses tollen Treibens ruft plötzlich eine Stimme in den Saal: „Die Frauen kommen!“ und wer sich dadurch aus der Fassung bringen läßt und aus der wilden Rolle fällt, muß eine Runde kommen lassen. Die Dauer dieser wilden Abende ist nicht beschränkt und jeder bleibt bis in die kleinen Morgenstunden, auf die Gefahr hin, daß es ihm einen Hut, ein Seitenkleid oder eine Badereife kostet. Dreimaliges Fehlen an wilden Abenden wird mit Ausstoßung aus dem Verein geahndet.

Falls ein Mitglied seine Frau durch den Tod verliert darf dasselbe resigniren. Wird es aber durch Scheidung los und ledig, so ist ihm gestattet, die wilden Abende mitzumachen.

Wer sich wieder verheiratet, kann wieder aufgenommen werden und wird bei einer vorgeschriebenen Ceremonie, nach einem Antritte von jedem Anwesenden, mit der Dornenkrone geschmückt und zum Märtyrer erhoben, welche Würde ihn von der ferneren Bezahlung der Beiträge befreit. Von der Aufnahme ausgeschlossen sind nur: Bäcker, Nachtwächter, Nachredakteure, Norbpol- und Africareisende, weil diese durch ihren Beruf verhindert sind, „Pantoffelhelden“ zu werden.

Der Verein hat auch ein Ehrenmitglied. Es ist dies ein Mann, der, nach dem Tode seiner Frau, seine Schwiegermutter geheiratet hat.

Die Schule des Vogens.

Der Chef des Sicherheitsbureaus in Paris, Herr Cochefort, hat seinen Untergebenen einen Saal zur Verfügung gestellt, worin diese Gymnastik treiben, sechsen und bozen lernen können. Namentlich in letzterer Fertigkeit sind jeden Morgen und Abend gründlicher Unterricht statt. Ueber diese Lächerlichkeit spottet nun der „Gil Blas“ in folgender bizarrer Schilderung, die er von einer solchen Lektion giebt. Ort: Der gymnastische Saal. An der Decke hängen die betagten Uffensien, an den Mauern Frächtermasken, Frächter u. Box-Handschuhe, Fleurets, Degen, Säbel. Der Lehrer, von den Unterricht nehmenden Agenten der Sicherheit umgeben, hat soeben einen theoretischen Vortrag beendet. Ein Bürger wird herbeigeführt. Lehrer (zu dem Bürger): Gehen Sie ruhig spazieren. — Bürger (geht spazieren). — Lehrer (zu einem der Agenten): Fordern Sie ihn auf, nicht stehen zu bleiben und die Passage nicht zu stören. — Der Agent stürzt sich auf den Bürger und mit eifrigen Faustschlägen erreicht er es,

daß das Versuchsanfänger zur Erde stürzt und etliche Meter weit davonrutscht. Der Bürger erhebt sich mit zerbrochenem Kiefer. — Lehrer (die Brauen runzelnd): Sie haben also nicht begriffen, was ich Ihnen so oft eingeschärft habe? Sie haben den Mann ganz ungeschickt behandelt; Sie fordern ihn auf, die Passage nicht zu stören und bewirken es, daß er sich 10 Meter weit auf der Erde wälzt. Seien Sie so freundlich, es noch einmal zu versuchen. — Der Agent wirft sich abermals auf den Bürger und diesmal trifft sein Faustschlag so heftig die Nase seines Opfers, daß ein Blutstrahl darauf herabdringt. — Der Lehrer (wütend): Das heißen Sie arbeiten? Das heißt man ja massakriren! Bozen ist eine Kunst, Monsieur, ja wohl, eine Kunst. Fangen Sie noch einmal an! — Der Agent sammelt sich eine Minute lang; dann bozt er mit wichtigem Schlag die Faust seinem Opfer in die Magenengegend. Der Bürger stürzt entgiltig zur Erde. — Der Lehrer (den Leichnam untersuchend, zu dem Agenten): Und dazu braucht so ein Mensch drei Versuche!

„Wahrträume“.

Zu den sogenannten Wahrträumen wird der „Straßb. Post“ aus Bern ein Erlebnis zur Verfügung gestellt, dessen Schilderung wir nachstehend im Wortlaut wiedergeben: „Nach meiner im Laufe der Jahre gemachten Beobachtung kommen Visionen und Wahrträume häufiger vor, als man anzunehmen pflegt. Meistens werden sie über einen kleinen Familienskreis hinaus nicht bekannt und gehen im Trübel des geschäftlichen Alltagslebens unter. Ich könnte ein paar Fälle erzählen. Einen davon gestalte ich mir hier mitzutheilen. In der Nacht nach unserem Abiturienten- oder Maturitäts-Examen, wie wir hier sagen, hatte ich folgenden Traum: Wir spazierten sämmtlich zum Stadthort hinaus und gelangten zu der hohen Tare - Brücke. Da fiel uns im jugendlichen Uebermuthe ein, die Brücke auf der steinernen Brustlehne zu passieren, die Eichen auf der linken, die Anderen auf der rechten Seite. Als wir ungefähr in der Mitte der langen Brücke angekommen waren, stieß einer einen langen Schrei aus — flugs sprang man auf das sichere Pflaster, — aber da fehlten sieben an unserer Zahl. Die Anderen waren abgestürzt. Vom Schreden erwaichte ich. Als wir am zweitfolgenden Morgen zusammenkamen, um das Ergebnis unserer Prüfung zu erfahren, vermochte ich die Namen der Durchgefallenen zum Voraus anzugeben, indem ich die von der Brücke gestürzten aufzählte, und siehe da, eine Stunde darauf bestätigte der Rektor meine Liste. Ach, seither haben schon mehr als die Hälfte der damaligen Abiturienten vom schwindelnden Geländer der Brücke des Lebens den Schritt nach auswärts gethan.“

Originelle Tapeten.

Die einstige „schwedische Nachtigall“, Christine Nilsson, welche gegenwärtig ein reizendes Häuschen in Madrid bewohnt, hat bei dessen Ausstattung einen, wenn auch nicht gerade allerliebsten, so doch zum Mindesten drolligen Gedanken zur Ausführung gebracht, infolge dessen zwei ihrer Zimmer bei ihren Freunden mit dem Spottnamen „Archiv für Musik und Wagen“ belegt worden sind. Die große Sängerin hat nämlich beide Zimmer in höchst merkwürdiger Weise tapetirt lassen; ihr Schlafgemach mit den Noten aller der Lieder und Partien, welche sie in ihrer langen Künstlerlaufbahn so oft gesungen hat, und ihren Speisesaal mit all den — wohlverstandenen — Rechnungen aus den Hotels aller Herren Länder, in denen sie auf ihren Gastspaziergängen gut gegessen hat. Wie viel heitere und trübselige Erinnerungen sich an diese Reliquien einer Künstlerlaufbahn knüpfen mögen! Wie vieler Freunde und Neider sie täglich gedenken muß, wenn sie bei der Toilette und bei den Mahlzeiten die Tapete an ihren Wänden studirt! Und man kann sich vorstellen, wie die musikalischen Geisterstimmen sie allabendlich in Schlummer singen, wie der Anblick all der einstigen Tafelfreuden ihren Appetit für die Gemüthsgegenwärtiger Mahlzeiten schärft!

Zu viel verlangt.

Die bessere Ehehälfte (kneifend): „... Aber Ebdgar, so laß mich doch ausreden!“

Er (erglaffen): „Was fällt Dir ein, meine Liebe — so viel Zeit habe ich nicht; ich muß übermorgen verreisen!“

Die Macht der Musik.

(Von Goethe dem Jüngeren.)

Sah ein Knab' ein Möpschen gehn, Möpschen auf der Wiese, kenglich blieb der Knabe stehn, Dacht, wie, wenn dem Möpschen schön Ich gleich etwas bliese? Möpschen, Möpschen, Möpschen schwarz, Möpschen auf der Wiese.

Knabe bläst, was er nur kann, Möpschen streckt die Glieder, Hört sich die Posanne an, Fängt zu knurren an alsdann, Setzt hierauf sich nieder. Möpschen, Möpschen, Möpschen schwarz, Möpschen unter'm Flieder.

Und der Knab' blies nach und nach Mozart, Wagner, Haydn, Möpschen winselt bang und zag, Haß ihm doch kein Weh und Ach, Mußt' es eben leiden. Möpschen, Möpschen, Möpschen schwarz, Möpschen auf der Wiesen.

Knabe nimmt den Vortheil wahr, Hört nicht auf zu blasen, Dr'nklich kommt' er es nicht zwar, Hundemähig war's fürwahr, Dennoch ein'germaßen. Möpschen, Möpschen, Möpschen schwarz, Möpschen auf dem Rafen.

Knabe blies im tiefsten Baß Ihm noch einige Touren, Hübschen freut sich drob fürbaß Und sein Aug' wird thränennaß, Hört drum auf zu knurren. Möpschen, Möpschen, Möpschen schwarz, Möpschen auf den Fluren.

Der Wirth und de Gellner.

Zwei Gellner hat a Wirth gehabbt, Zwei lang verbliffne Büchel; Sie war'n Se, wenn der Abend gam, Renewel in der Kechel.

Das had dem Wirth, dem luten Gerl, Verbliffend viele Schuppen; Er schbegulird drob Dag und Nachd Un rief: Ich hab's kufunden!

Er drög dem Gellnern schdrenge uff, Bei jedem Gang zum Fasse Zu bfeien einen Marisch, a Lieb, Wie's ähm nu grade baffe.

Er denk: so lang der Gerle bfeib, Zf's mit dem Drinken alle; Un freid sich ieder sei Schenie In diesem schwier'chen Falle.

Das Ding dhat kut; so oft de Dzier' Segnardt im Drebbenhause, Erglang Se doch vom Geller ruffe A Pfeifen ohne Waufe.

Und trokhem sieht allabendlich, Wie sonst, so fier de Folsche, So gnülle, wie nur je vorher, Der Wirth de beeden Schdrolche.

Drum schleichd er in den Geller einst, Ae Marisch war da gepiffen — Un lumbet Zwoe, habd Geenen nur, Da had er'sch rasch begriffen:

Der Gene jabd und bfeibd berzu, Daß rings de Fässer schollen; Der Andre drant berwoile, dann Verdoofschden se de Rollen.

Bittere Replik.

Eine Frau bemerkt, daß ihr Mann den Ehering nicht am Finger trägt, sondern in seinem Portemonnaie aufbewahrt, und macht demselben daher Vorwürfe.

Mann: „Was willst Du denn? Dorthin gehört er auch! Du hast ja nicht mich, sondern nur mein Portemonnaie.“

Selbsterkenntniß.

Onkel: „Für die Zeit, die Du wirklich lernst, will ich Dir, in Gottes Namen, die nöthigen Mittel gewähren; für das Andere mag dann Deine Mutter sorgen!“

Stubiofus: „O Gott, ich wußte es ja, das Meiste bleibt wieder an der armen Mutter hängen!“

A.: „Verstehen Sie französisch?“ B.: „Ja, aber nur, wenn ich es selber spreche.“